

Zur Eröffnung der Ausstellung „Polessje-Elegie – Das verlorene Land“ im LWL-Industriemuseum Zeche Zollern am 22. Mai 2019

Gemälde in Räumlichkeiten wie diesen auszustellen ist ein höchst riskantes Unterfangen. Alle üblichen Eignungskriterien zählen hier nicht. Man muss ganz neu darüber nachdenken, wie welche Bilder zu diesem so besonderen Ort in Beziehung zu setzen sind. Dieses Zechengelände ist schließlich selber ein Ausstellungsstück, das Zeugnis ablegt von einer gelebten Wirklichkeit, die diese Region wesentlich geprägt hat und die vergangen ist.

Nun ist es in heutigen postmodernen Zeiten durchaus beliebt, vergleichbare Örtlichkeiten als hippe „Locations“ für schrille Kunstevents für ein hedonistisches Publikum zu instrumentalisieren.

Was für eine Beleidigung wäre das für einen Ort, der vom beschwerlichen, aber identitätsstiftenden Leben unserer Vorfahren erzählt.

Nein, abgesehen davon, dass meine Bilder für derartige Spektakel nicht taugen, sehe ich diese hier als stille, sich unaufdringlich einfügende Gäste auf Zeit.

Im Zusammenspiel sollen hier Bilder und Raum kongenial vom Leben – wie es vergeht – wie es weitergeht, von einem eher unspektakulären Leben jenseits öffentlicher Aufmerksamkeit erzählen. Und damit vom wirklichen Leben.

Wer meine „eigentlichen“ Arbeiten kennt, mag sich fragen, wie es zu den Belarus-Bildern kam.

Mein Denken – und damit meine Arbeit – geht grundsätzlich von einer intensiven Naturbeziehung aus, glaube ich doch an deren Lebensnotwendigkeit. Diesen Zugang verspüre ich immer dort, wo der Blick weit und unverstellt ist.

Aus einer solchen Welt bin ich hervorgegangen, von ihr bin ich geprägt. Das ist meine Erfahrungswelt, aus der ich schöpferische Impulse gewinne.

Die offene See und das weite flache Land sind somit zwangsläufig meine Destinationen (Horizonte!).

Das bedeutet nicht, dass ich nicht auch andere Landschaften hübsch und auch beeindruckend finden kann – als Besucher zum Vergnügen. Aber sie erreichen mein Innerstes nicht, sie lösen für eine künstlerische Auseinandersetzung nichts in mir aus – normalerweise.

Bis ich im fortgeschrittenen Alter in dieser Polessje-Region landete.

Völlig unerwartet rührte mich diese Landschaft mit ihren weiten Wäldern, Feldern, Sümpfen samt restzivilisatorischen Einsprengeln im Innersten.

Natürlich war es die Melancholie, die von dieser Welt ausging, die mich unweigerlich anzog, ihre Ungeordnetheit, die sichtbare Umbrüche, das allmähliche Vergehen einer Zivilisation. Das unheilvolle Geschehen um Tschernobyl und die Schrecken der Weltkriege schwingen hier immer mit.

Mich interessieren Ursprünglichkeiten – in Spannung gesetzt zu Lebensspuren. Die Bruchstellen zwischen Vergangenenem, Neuem, Ewigem. Spuren von Verwundungen, Verletzungen und Verheilungen.

Ich fühle mich von dieser Begegnung beschenkt. Mein Blick auf diese Welt kam aus der Distanz, war aber kein distanzierter, sondern ein zutiefst zugeneigter. Ich sah eine sich stetig wandelnde Welt, die für Menschen, die schuldlos waren, Heimat war und in der sie nicht mehr leben können.

Wie nun wird man dieser Begegnung künstlerisch gerecht?

Ich musste alles darüber Geschriebene, Fotografierte ausblenden und auf meinen eigenen Blick und meine eigenen Gedanken vertrauen.

Für mich als realistischer Maler sind die konkret sichtbaren Elemente, Dinge, die mir auffallen und zu denen mir etwas einfällt von Belang. Zu ihnen offenbaren sich mir imaginativ tiefere, sich dahinter verbergende Bedeutungsebenen.

Meine Bilder sind keine reinen Wiedergaben wirklicher Landschaften/Orte, sondern verdichtete Kompositionen von Gesehenem und Empfundenerem.

Was manchen Menschen trostlos erscheinen mag, ist es für mich keineswegs. Wir haben das Sehen und damit das Empfinden in Landschaftsräumen m.E. weitgehend verlernt, schätzen nur noch das vermeintlich „Heile“, „Schöne“ - das Banale. Deshalb wird auch immer von „Umweltzerstörung“ oder von der „Zerstörung unseres Planeten“ durch den Menschen gesprochen – als sei die Erde ein Gegenüber von uns.

Ist es nicht eher so, dass der Planet Erde besser ohne uns zurechtkäme - sollten wir nicht besser von Selbstzerstörung reden?

Wir arbeiten an unserer Vertreibung aus dem Paradies!

An diesem Ort, der ja nicht fern von uns liegt, könnten wir lernen, wohin das führt, wenn sich die Menschheit nicht mehr als Teil der Natur begreift und sich über sie erhebt, wenn sie sich freiwillig, wissentlich, ent-wurzelt-und damit unverdrossen fortfährt mit immer bizarrer anmutenden Allmachtsphantasien.

An diesem Ort könnte man etwas erfahren von Naturprozessen, die von Millionen Jahren altem Wissen der Natur zeugen, von denen wir Menschen keine Ahnung haben. Die Tragik ist, dass die Menschen, die hier ihre Heimat hatten, vom rechten Maß zwischen Mensch und Natur noch etwas wussten und dieses respektierten. Und ausgerechnet sie sind die Verlierer.

Ich lernte für mich:

Ebenso wie auf offener See kann man auch an einem Ort wie diesem an Vergessenes und Ewig-Gültiges erinnern: dass wir Menschen eingebettete, aber verzichtbare Mikroteilchen in einem großen Gefüge sind, winzig zwar, aber auch einzigartig.

Ich finde das tröstlich!

Diese Erkenntnis macht frei, mündig, verantwortungsbewusst, im guten Sinne bescheiden und bewahrt vor selbstzerstörerischer Hybris.

Das ist keine rückwärtsgewandte Zurück-Zur-Natur-Phantasie, sondern die wohl einzig mögliche Überlebensstrategie.

„Dass uns so die Welt gehöre, das ist der Täuschung größte ....“

Noch keiner hat das Ganze gesehen, jeder erreicht nur einen Ausschnitt. Der immer währende Versuch, die Welt zu verstehen, das Unerklärliche zu begreifen, mit seinem Verstand ein neues Paradies zu konstruieren, ist ein Versuch, der immer nur in einem Labyrinth ohne Ausweg endete.“

(Dieter Forte in: Als der Himmel noch nicht bekannt war)

Hermann Buß